

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 17 (1927)

Heft: 43

Artikel: Am Eigergletscher

Autor: Kurz, K.F.

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-646517>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

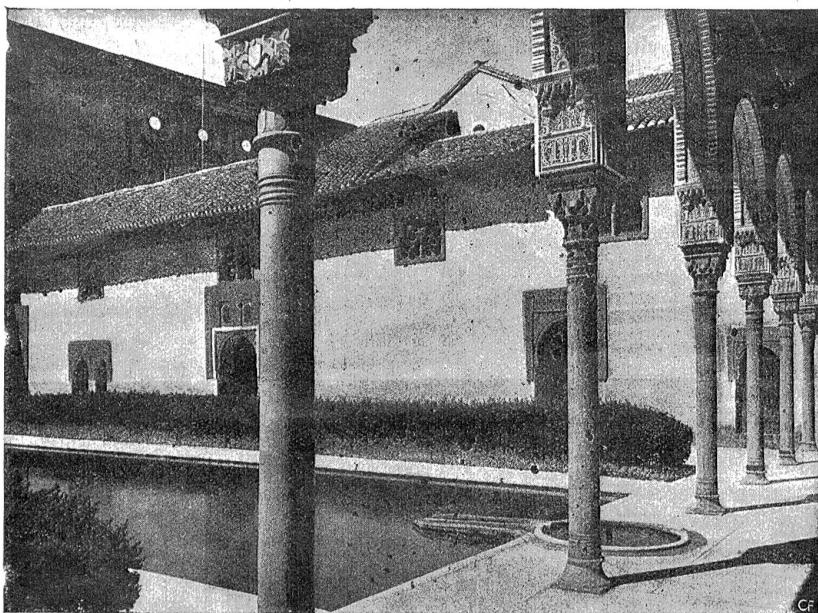
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 31.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Myrtenhof in der Alhambra, der ehemaligen maurischen Kalifenburg bei Granada (Spanien).

Gärten erwecken den Eindruck des Lebendigen und wahrlich, niemand würde sich wundern, wenn hinter den Palmen und Cypressen plötzlich verschleierte Araberinnen auftauchten.

In den Unterräumen waren ausgedehnte Badanlagen eingerichtet. Davon ist noch trefflich erhalten, wenn auch unter Zuhilfenahme von Restaurationsarbeiten, der Auskleide- und Ausruheraum. Inmitten eines Achtes steht eine Schale, die mit wohlriechenden Düften gefüllt war. Gegenüber in einer Nische ist die breite steinerne Bettstelle, auf welcher nach dem heißen Bade der Körper des Königs eingesalbt wurde, während von einer Galerie herab Musizanten und Sängerinnen ihre Weisen ertönen ließen.

Wer mit der Bahn durch das üppige und grüne Andalusien fährt, begreift, daß es den Arabern hier ganz besonders gut gefallen hat, viel besser, als am Rande der Sahara. Er versteht, daß ihre Künstler gerade hier die schönsten Schöpfungen hervorbrachten und versteht die Tränen des letzten Maurenkönig, als er am 2. Januar 1492 die Alhambra und Granada für immer verlassen mußte. Seine Mutter freilich verspottete ihn damals mit den Worten: „Weine nicht wie ein Weib, da du nicht kämpfen mochtest wie ein Mann“.

Für eine Burg oder eine Festung würde man die Alhambra von unten halten, denn ihre Türme haben Zinnen und krönen einen roterdigten Hügel (Alhambra = rote Erde). Niemand würde das Paradies der Lebensfreude ahnen, das zwischen den Türmen liegt. Der Alhambrahügel ist gar groß, aber der eilige Tourist hat nur Interesse für den arabischen Palast. Wie eine armelige Hütte nimmt sich, oben auf dem Hügel, dieses Kleinod aus neben dem Renaissancebau von Karl V., welcher dort oben etwas schaffen wollte, das die Alhambra in den Schatten stellen sollte. Der Riesenbau läßt die meisten Besucher kalt, er ist ein Fremdkörper an dieser Stelle und nur die wenigen, die sich von den Spitzenleistungen des Islams nicht begeistern lassen können, wenden ihm nähere Aufmerksamkeit zu.

Lieber lenkt man die Schritte zur Torre de la Bela mit der Brachtaussicht auf die Stadt. Auf diesem Turm wurde gleich nach der Übergabe der Stadt die Standarte des katholischen Königspaares aufgezogen (Isabella und Ferdinand). Man kann sich den Jubel vorstellen, als der letzte Maurenkönig in Spanien gefallen war.

Bon Granada sagt man:

„Quien no ha visto Granada,
No ha visto nada!“

Auf Deutsch: „Wer Granada nicht gesehen hat, hat nichts gesehen.“ Freilich hat dieses Wort nur dann eine gewisse Berechtigung, wenn man „Granada“ sagt, aber „Alhambra“ denkt.

Am Eigergletscher.

Von A. F. Kurz.

Das Tal unten erfüllte Dunst und Schwüle. Unten im Tal duftete das Endgras, das die Oktobersonne auf den Wiesen dorste. Unten war eifriges Leben, was einen Arm rühren konnte, half das wertvolle Futter einbringen.

Hier oben aber ist Feiertagsruhe.

Tief, tief hat sich das Tal im blaugrauen Schatten verkrochen, man ahnt es mehr, als man es sieht. Eine riesenhafte, verkrümpte Kluft, ein dunkler Abgrund scheint der Lauf der Lütschine.

Hier oben ist Licht, viel Licht. Und die Luft ist rein. Man riecht den Föhn, der alle die Berge ringsum violett färbt.

Unten war alles nah. Jeder Stein und Baum machte sich bemerkbar. Jede Hütte, jeder Wasserfall heischt Beachtung. Hier ist alles groß und weit. Überwältigend öffnet sich die Ferne. Und alle die Hütten und Wasserstürze an den Berglehnen ringsum sieht man nicht mehr. —

Dumpf und hohl polstert der Gletscher. Er gemahnt mit seinem ruhelosen Grollen an einen heimtückischen Sultan. Noch liegt er hinter der nächsten Bodenerhebung, über die sich der Weg als heller, schmaler Streifen windet.

Welch ein Weg! Gleichsam zwischen Himmel und Erde ist er ausgespannt. Tief unten das Tal, verloren im Dunst des warmen Herbsttages. Vor mir, hoch und unerreichbar, der gewaltige Berg, weit hinter dem schmalen Rüden braunen Gedlands scheint er zu stehen, still und groß.

Vor Wochen schon ist das Vieh zu den tiefer gelegenen Weiden getrieben worden. Das Herdengeläute verstummte. Nun blieb also die große, traurige Einsamkeit zurück und die betörende Stille.

Nur der Gletscher drüben frucht und rollt. Des Gletschers gewaltige, bleiche Masse beherrscht den Berg.

Der Föhn streut seine Wolkenherden über dem Himmel aus. Leichte Wolken mit gelbleuchtenden Rändern. Über dunkelblaue kahle Höhen kommen sie schnell herauf und ziehen schnell vorüber. Da und dort sendet eine einen feinen Sprühregen nieder; Tropfen, die die braune Erde nicht zu nassen vermögen.

Durch giftgelbe Risse im Westen bricht grelles Sonnenlicht. Helle, bunte Lichtflecken streifen schnell über die Berge, durch die steilen Täler. Diese leuchtenden Inseln lassen das geheimnisvolle Däster nur noch größer und unwahrer erscheinen.

Der grelle Sonnenschein belebt die Berge wunderbar. Aus jedem Winkel lohnt er Schönheit. Wo er hinkommt, umspint er alles mit seinem funkelnenden Zauber. Blitzhell tritt plötzlich Grat und Fels, Baum und Bach aus dem großen Däster hervor, für wenige Augenblicke nur und verschwindet wieder jäh.

Auch über den Gletscher gleiten die irrenden Sonnenlichter. Über Wände und Schrunde und tiefe Abgründe gleiten sie. Der Gletscher aber unterliegt nicht ihrem Zauber. Der Gletscher bändigt sie mit seiner grausamen Starrheit. —

Nun liegt er vor mir, ungeheuer und überwältigend. Hoch oben vom unruhigen Wolkenhimmel kommt er herab. Fäh, dachsteil fällt er nieder. Fällt über Felsenklüste und Abgründe, die er seit ungezählten Jahrtausenden unter sich

begraben, kommt über Schluchten und Tobel, die er seit unendlichen Zeiten mit seinem Leibe ausgeebnet.

Er fällt — er fällt. Klaffende Risse öffnen sich, grünlich schillernd wie das Wasser steiler Meereswogen. Riesenhohe Eiswellen stauen sich an schwarzen Felsenzähnen, teilen sich und fallen in die Tiefe. Los scheint alles und nur des Augenblicks zu harren, der den letzten kleinen Widerstand überwindet, der ihn für immer von Fels und Kluft löst und in die Tiefe stürzen lässt.

Man sieht ihn fallen. Und doch röhrt er sich nicht. Irgend etwas scheint die stürzenden Massen aufzuhalten.

Nun kracht und brüllt er. Eisschollen bersten. Steine poltern über Felsenhalden, unsichtbar. Wenn das Auge sie sucht, sind sie längst wieder zur Ruhe gekommen, unten auf den mächtigen Schuttbergen.

Sie haben etwas Beängstigendes an sich, diese drohenden Eisstürze, diese erstarrten Wassersfälle. Schon ihre ungeheure Größe beunruhigt.

Tag um Tag hängen sie über dem einsamen Bergtal, zerbrochen langsam und zermalmen langsam den Berg, der sie trägt. Ein ununterbrochener Zerfall, ein Zersetzen ohne Ende. Wie ihr Entstehen weit zurückliegt, so wird auch ihr Ende in ferner Zukunft liegen, so weit, daß selbst unsere Gedanken es nicht mehr erreichen vermögen. In der gleichgültigen Langsamkeit dieses Vergehens liegt etwas Schicksals schweres.

Weiß tritt der Gletscher aus den weißen Feldern des ewigen Winters hervor. Nur seine tiefklaffenden Risse schimmern vom kalten Seegrün bis zum matten Stahlblau. Nur seine klaffenden Risse verraten das Leben, das in ihm ist.

Grauer, feiner Staub bedeckt unten das Eis. Als seien die gewaltigen Felsmassen ins Gleiten gefommen und drüden ins Tal hinab an andern grauen Felsenhörnern vorbei. Unter der dunklen Staubkruste aber leuchten die Risse grell und weiß. —

Ein paar dünne Bächlein rinnen aus dem untersten Rande; verlieren sich da und dort im kantigen Gestein und kommen wieder zum Vorschein. Als vielfach verkrümmte Bänder, bald schmäler, bald breiter legen sie sich über das braune, dürre Gedland und verschwinden plötzlich und unvermittelt an dessen äußerstem Rande, der sich in scharfer Linie gegen den blauen Dunst des tief eingeschnittenen Tals abhebt.

Vom tiefen Tale herauf trägt der unruhige Wind den harzigen Duft der warmen Tannenwälder, zweimal, dreimal. Und das ist wie ein Hauch aus einer andern Welt, die unendlich fern liegt.

Dieser Duft unsichtbarer Wälder, hier oben, wo nur noch spärliches Gras wächst, wo dürftige Kräuter kaum noch vom Erdboden wegkommen, wirkt befremdend und macht sich aufdringlich bemerkbar.

Drüben an der hochragenden Bergwand, auf ein paar schmalen Rändern steht noch Gras. Grün und lebendig hebt es sich vom endlosen Einerlei von Fels und Schnee und Eis ab, und es paßt wundersam zu den finstern Bergen und dem drohenden Gletscher.

Ein Schwarm zierlicher Bergdohlen flattert von den Klüften der Eigerwand heran, hebt und senkt sich ein paar Mal vor dem bleichen Gletscher und kommt wirbelnd näher. So nahe, daß die gelben Schnäbel deutlich zu erkennen sind und das Flügelrauschen hörbar wird. Dann flattern sie wieder zurück und verlieren sich in der Ferne.

Auf meinem Rückwege begleitet mich das Donnergepolter des Gletschers und das Rollen der Steine.

Langsam verschwindet der Gletscher wieder hinter dem braunen Höhenkamm.

In einer gelben Wolkenbank verliert sich die Sonne. Schnell kriecht die Nacht aus den tiefen Tälern heraus. Unten in den finstern tiefen Tälern blitzen die ersten Lichter auf, von Grindelwald und von Lauterbrunnen her.

Mit der hereinbrechenden Dunkelheit erhebt der Föhn mächtiger seine Stimme. Von allen Felsen her klingt es wie langgezogene Orgeltöne.

Ein Reiseabenteuer.

Von Johanna Kinkel.

Es war im Spätherbst, als ich auf der neuen Eisenbahnstraße von meiner Heimat nach W.... reiste. Bei einbrechender Nacht erreichten wir die Zwischenstation U...., wo schon viele Personen des Wagenzuges harrten. In unser Kupee stiegen ein alter Mann und ein kleines Mädchen ein, die von einer zahlreichen Gesellschaft beiderlei Geschlechts bis an den Wagenschlag begleitet wurden. Einige hatten Wein bei sich, dessen sie den Abreisenden zum Scheide- und Labetrunk noch einen hohen Becher voll in den Wagen reichten. Daß es nicht der erste war, der an dem Abend genossen wurde, zeigte die überaus lebhafte Stimmung der ganzen Menschengruppe. Die Abfahrt verzögerte sich, und so blieben die Begleitenden noch auf dem Bahnhof stehen. Einer nach dem andern stieg wiederholt auf den Wagentritt, schüttelte dem alten Manne die Hand oder küßte das Kind, welches bitterlich weinte. Die Frauen empfahlen dem Manne die mögliche Sorgfalt auf der langen Fahrt, die Männer redeten dem kleinen Mädchen Fassung zu; ein Knabe rief mehrmals: „Weine nicht, meine liebe, liebe Minny, wir sehen uns gewiß wieder, wenn du groß bist.“ Von den draußen im Dunkel Stehenden konnte ich nur halb die Umrisse erkennen, doch schloß ich, daß es eine Schauspielergesellschaft sei. Es ist ein unverkennbarer Ton der Stimme, der diesem Stande eigen ist. Die Notwendigkeit, in einem weiten Raum sich dem Entferntesten verständlich zu machen, selbst im leisesten Flüstern, gewöhnt den Schauspieler an ein sehr scharfes Artikulieren. Dazu kam noch in diesem besonderen Falle der Stereotypausdruck, der der röhrenden Abschiedsszene eigen ist. Nicht aus bewußter Affektation, sondern gewiß ganz unwillkürlich fielen die Scheidenden in den gewohnten tränenweichen Ton, der den gleichgültigen Zuhörer nur an die Lampenreihe vor den Kulissen erinnerte.

Der Zug ging vorwärts, das Schluchzen des kleinen Mädchens löste sich in Schlafrunkenheit auf. Der alte Mann sagte: „Schlafe nur ruhig ein, Minny, ich wende dich, wenn der Vater kommt.“

Eine gute Seele mußte es sein, dieser Alte. Freiwillig hielt er lange Zeit die unbehagliche Stellung aus, um seinen Schützling nicht zu stören, der mit dem Köpfchen auf seine Knie gesunken war.

Ich fragte ihn: „Reisen Sie weit?“

„Bis W....“, erwiderte er.

„Da haben Sie noch manche Tag- und Nachtreise, und wenn Sie keinen Rasttag unterwegs halten, werden Sie noch viel Not mit dem Kinde haben. Glauben Sie denn, daß es die Fahrt in einem Zug aushält?“

„Es wird es wohl müssen. Seine Mutter ist gestorben, und die Gesellschaft, die uns begleitete, hat das Kind so lange unterhalten, bis sich eine Gelegenheit fand, es zu einer Verwandten zu schicken, die in W.... lebt. Ich mußte eine Geschäftsreise in die Gegend machen, und da haben sie es mir anvertraut.“

Der alte Mann erkundigte sich bei dem Rondukteur, wie weit wir noch von der Station E.... entfernt wären, und setzte hinzu, dort werde der Vater des Kindes an den Wagen kommen, um Abschied von ihm zu nehmen. Ich hörte, daß er den Schauspieldirektor aus O..... nannte, eine Stadt, die viele Meilen seitwärts von der Bahn liegt,